

Edith

E. hat mich in seiner Weise sicher lieb! Doch er will nicht die kleinsten Gedanken mit mir teilen, lässt mich abseits stehen und lässt mich nicht teilhaben an dem Entstehen und Werden des Gedankens. Wenn ich ein Kind hätte – ob es dann für mich besser wäre?
(Edith Schiele, Tagebucheintragung am 16. April 1918)¹

Im Oktober neunzehnhundertachtzehn, wenige Wochen, bevor der Weltkrieg zu Ende geht, zählt man in Wien tausendsiebenhundertfünfzig Personen, die an einem gefährlichen und sehr ansteckenden Grippevirus erkrankt sind. Achthundertvierzehn Menschen finden innerhalb von sechs Tagen den Tod. Am Morgen des achtundzwanzigsten Oktober stirbt Edith, eine junge Frau, schwanger im sechsten Monat.

Ihr Bauch, obwohl noch nicht sonderlich gewölbt, zeichnet sich deutlich unter dem Leichentuch ab, weil ihr übriger Körper so mager ist. Die Füße der Frau, die unter dem Tuch hervorlugen, sind schwarz verfärbt, und auch ihr Gesicht ist voller dunkler Flecken, nicht schwarz wie die Füße, sondern mahagonifarben. Der Leichnam wird aus hygienischen Gründen nicht in die Leichenaufbewahrungshalle des zuständigen Friedhofs in Ober Sankt Veit gebracht, denn man befürchtet, die Leichenträger könnten sich an der Lungenpest, wie man die Krankheit auch nennt, anstecken. Seit Beginn des nasskalten Herbstwetters kommt man mit den Beerdigungen kaum nach. Holzsärgen sind Mangelware geworden, und es geht das Gerücht, wenn der Krieg noch länger andauert, müsse

man die Leichen wochenlang auf Eis legen, um sie schließlich in Papiersäcken zu bestatten.

Die junge Frau liegt bereits mehrere Tage dort aufgebahrt, wo sie gestorben ist, in einem Gartenhaus in der Wattmangasse im dreizehnten Wiener Gemeindebezirk. Das Gebäude hat große Fenster in Richtung Westen, durch die Ritzen bläst der Schneewind, und die Feuchtigkeit kriecht die Wände hoch. Ein junger Mann hat es erst vor einem halben Jahr gemietet, ein Maler, er wollte Fresken entwerfen, dafür schien ihm das Haus ideal, denn die Räume waren hoch und hell. Er war glücklich, weil er nun zum ersten Mal in seinem Leben ein wirklich großes Atelier besaß, als es aber Herbst wurde – und der Herbst setzte früh ein in diesem Jahr, mit Schneereggen und Sturm –, da stellte sich heraus, dass die hohen Räume in der kalten Jahreszeit nur schwer zu heizen waren. Der kleine Vorrat an Kohle war schnell verbraucht. Der Maler wartete vergeblich auf eine neue Kohlelieferung, er schrieb Briefe an seine Freunde und an seine Gönner, er bat inständig um einen Handwagen voll Brennmaterial, denn er fror und fürchtete, ebenfalls zu erkranken, wie seine Frau. Aber im Oktober neunzehnhundertachtzehn, zu Beginn des fünften Kriegsjahres, gab es in Wien kein Heizmaterial zu kaufen. Die Lagerhallen bei den Bahnhöfen waren leergeplündert bis auf das letzte Stück Kohle. Wer einen Garten hatte, machte sich daran, die Bäume umzusägen, und verheizte das feuchte Holz.

Der junge Maler hatte sogar schon daran gedacht, den alten Magnolienbaum im Vorgarten zu fällen, aber er hatte noch nie in seinem Leben einen Baum gefällt, dafür waren seine Hände zu feingliedrig und sein Herz zu schwach. Ein Kinderherz hätte er, sagten die Ärzte, körperliche Anstrengungen sollte er meiden. Er hat auch nie in seinem Leben einen Baum gepflanzt, wie es von einem Mann erwartet wird. Er hat auch kein Haus gebaut. Aber er hat Bäume gezeichnet und Häuser gemalt wie sonst keiner, und Menschenkörper wie offene Wunden, und Gesichter, die einen bis in den Traum

verfolgen. Das Gesicht seiner Frau hat er wenige Stunden vor ihrem Tod gezeichnet, mit schwarzer Kreide, zwei Skizzen auf Papier, es waren seine letzten Zeichnungen von mehr als dreitausend.

Edith war die Ehefrau dieses jungen Malers gewesen. Im Mai des ersten Kriegsjahres hatte sie ihn geheiratet, aus einer romantischen Laune heraus. Im Mai des vierten Kriegsjahres, als Edith merkte, dass sie schwanger war, gab es die ersten geheimen Friedensverhandlungen zwischen den Kriegsparteien. Trotzdem zogen sich die Kämpfe und die Belagerungen noch ein halbes Jahr hin und somit auch der Hunger in den Städten. Edith hatte, was ungewöhnlich war, im Verlauf der Schwangerschaft an Gewicht verloren statt zugenommen. Der Viertelliter Milch, der ihr wie allen Schwangeren in Wien täglich zustand, war wohl nicht ausreichend gewesen. In den Nächten vor ihrem Tod träumte sie von Butterbrot, von saftigen schwarzen Brotschnitten mit dicker, weißer Butter drauf. Aber Butter war nicht einmal mehr gegen viel Geld im Schleichhandel zu bekommen. Die Stadt wurde ausgehungert. Die Kinder hörten auf zu wachsen, und die Hundebesitzer ließen ihre Tiere nicht mehr auf die Straße, wenn sie nicht wollten, dass sie irgendwo in einem Suppentopf landeten. Selbst Eichkätzchen wurden gejagt und ausgekocht. Das Brot, das man mit einigem Glück nach stundenlangem Anstellen beim Bäcker bekam, war grau und trocken wie Sägespäne. Was da in den Vorstadtmühlen als Mehl verkauft wurde, war nichts als Staub und Kehricht, sicher waren Käfer und Mäusedreck mit vermahlen, übel konnte einem werden, wenn man nur daran dachte. Nein, sagte Edith, da sterbe ich lieber, bevor ich dieses Zeug esse.

Als junges Mädchen hatte Edith gemeinsam mit ihrer Schwester Adele ein Lyzeum besucht, eine Schule für höhere Töchter. Sie war in Haushaltkunde unterrichtet worden, sie wusste viel über gesunde Ernährung, über Hygiene und Kindererziehung. Sie hatte auch Französisch, Englisch, Klavierspiel und Kunstgeschichte gelernt. Sie war

dazu erzogen worden, einen Mann zu heiraten und mit sanfter Hand sein Geschick und das ihrer Kinder zu lenken. Sie hatte sich darauf gefreut, einmal einen eigenen Haushalt zu leiten, die Dienstboten auf den Markt zu schicken und abendliche Einladungen zu arrangieren. Doch als Edith endlich daran gehen konnte, für sich und ihren Mann eine Wohnung nach ihren Vorstellungen einzurichten, hatten die Tischler kein Holz mehr für zivile Aufträge wie Esstische und Kleiderschränke. Es gab auch längst keine Kleider und Schuhe mehr zu kaufen, die man in die Schränke hätte stellen können, und der Speisezettel der Wiener bestand bald nur mehr aus Brennesselsuppe. Um Brennesseln musste man niemanden auf den Markt schicken. Brennesseln wuchsen unter der Hadikbrücke zwischen den Steinen im Wienflusstal. Wenn man die Dienstmagd früh genug losschickte, schaffte sie es noch vor dem Frühstück, einen Korb voll zu ergattern.

Wer nur irgendwie konnte, verließ die Stadt und versuchte die alljährliche Sommerfrische bis in den späten Herbst auszudehnen. Der junge Maler hatte vor dem Krieg seine Sommerferien gerne am Wörthersee verbracht, in einem Bauernhof bei Pörtschach. Dort wäre jetzt der richtige Platz für seine schwangere Frau, dachte er, dort sollte sie Kräfte sammeln für die Geburt des Kindes und das Ende des Krieges abwarten. Lange könnte es ja nicht mehr dauern. Zuerst hatte Edith protestiert. Sie wollte nicht aufs Land, nicht schon wieder! Sie sei ein Stadtmensch, ohne Kino und Kaffeehaus könne sie nicht leben! Dabei waren die Kinos seit Sommerbeginn ohnehin geschlossen und würden den Betrieb so bald nicht wieder aufnehmen. Und die Kaffeehäuser hatten nur mehr bis zum Einbruch der Dunkelheit geöffnet, weil die Stadtverwaltung Strom sparen musste. Erst als ihre Schwester Adele sich bereit fand, Edith nach Kärnten zu begleiten, sagte sie zu.

Die Bäuerin, bei der die Schwestern Unterkunft fanden, hatte einen Hühnerstall beim Haus, außerdem zwei Ziegen und ein paar Schafe auf der Weide. Täglich gab es frische Eier zum Frühstück

und Ziegenmilch, die, wenn es nach der Frau ging, das reinste Wundermittel für Schwangere war. Adele besorgte für sich und die Schwester Fahrräder, sie wollte die Gegend erkunden. Die Wiesen waren üppig, alles blühte, und beim Bootshaus am See lagen die Ruderboote bereit. Aber Edith ging nicht aus dem Haus, sie saß die meiste Zeit im Zimmer, las ein wenig und füllte so die Leere ihrer Stunden. Ihre Beine waren angeschwollen und schmerzten. Besonders aber schmerzte sie die Trennung von ihrem Mann. Sie sehnte sich nach ihm, nach seinen Armen, sie wollte gehalten und liebkost werden. Seit sie schwanger war, war dieses Bedürfnis stärker als je zuvor. Sie schrieb ihm sehnsüchtige Briefe und wartete vergeblich auf seine Antwort.

Am Abend servierte die Bäuerin ausgekochten Hammelkopf. Wenn Edith sich dann erschöpft zu Bett legte, spürte sie, wie sich ihr ungeborenes Kind im Bauch bewegte. Das fette Essen verursachte ihr Sodbrennen, sie wälzte sich von einer Seite auf die andere und konnte nicht einschlafen. Sie horchte auf das Jaulen des Hofhundes und zählte die Sekunden, die es dauerte, bis von weither ein einsames Kläffen als Antwort kam. Sie dachte an ihren Mann, und es quälte sie die Vorstellung, dass er sie gerade in diesem Moment betrügen könnte – mit einer dieser Frauen, die jetzt wieder häufiger zu ihm ins Atelier kamen, die sich gegen einen Stundenlohn von drei Kronen nackt auszogen und die Beine spreizten. Mit seinen schmalen, langfingrigen Händen, die Edith so vertraut waren, berührte er vielleicht in diesem Moment eine andere Frau, fasste ihr ins Haar, drehte ihren Kopf mit einem festen Griff zur Seite – und immer endeten diese qualvollen Phantasien damit, dass die fremde Frau plötzlich Adeles Gesicht hatte. Immer diese Ungewissheit, ob es nicht tatsächlich so war, dass ihr Mann und ihre Schwester die längste Zeit schon ein Paar waren.

Edith schaute in das vertraute Gesicht der Schwester, die neben ihr schlief. Bei jedem Atemzug blähten sich Adeles Backen, dann

ließ sie die Luft geräuschvoll zwischen den leicht geöffneten Lippen entweichen. Edith beneidete ihre Schwester um den Schlaf. Sie selber lag lange wach und dachte darüber nach, was für sie eher zu ertragen wäre: wenn ihr Mann sie mit Adele betrog oder mit einer fremden Frau.

Im Jahr, bevor der Krieg begann, war die Familie Harms, ein älteres Ehepaar mit ihren erwachsenen Töchtern Edith und Adele, vom zweiten Bezirk in den dreizehnten übersiedelt. Sie bezogen eine elegante Villa in der Hietzinger Hauptstraße, ein stattliches weißes Haus mit schmiedeeisernen Amphoren neben dem Haustor und steinernen Girlanden über den gewölbten Fensterbögen der Beletage, wie man in Wien zum ersten Stockwerk sagte. Die Schwestern standen oft am Fenster und schauten hinüber zu dem efeuüberwachsenen Haus auf der anderen Straßenseite, in dem der junge Maler wohnte. Er war hager und gar nicht groß, doch sein schmales Gesicht und erst recht sein dichtes schwarzes Haar, das widerborstig in die Höhe stand, ließen ihn größer erscheinen. In seinen schwarzen Hosen und in seinem stets korrekt geknöpften Jackett sah er aufregend elegant aus, aber noch viel aufregender waren die vielen Damenbesuche, die er bekam.

- Schau, jetzt kommt wieder eine zu ihm.

Adele kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können, wer diese Person war, die den schmalen Weg zum Hintereingang des Vis-à-vis-Hauses entlangging. Zwei Stunden, manchmal auch drei, dauerte es, bis die Besucherin wieder herauskam, und kurz danach folgte meistens die nächste.

- Was glaubst du, Edda, ob die sich nackt vor ihm auszieht?

Edith, die zu Hause Edda gerufen wurde, blickte ihre Schwester mit großen Augen erschrocken an und wusste keine Antwort. Wenn es so etwas wie eine Rollenaufteilung zwischen den Schwestern gab, dann war die neunzehnjährige Edith die Unerfahrene. Ihre Seele war

rein und kindlich. Adele hingegen, mit ihren vier Jahren mehr an Lebenserfahrung, war die Abgebrühte, die genau zu wissen glaubte, worauf es den Männern ankam. Die Frauen, die regelmäßig in das Haus auf der anderen Straßenseite kamen und wieder gingen, beschäftigten sie jedenfalls sehr. Es waren magere Geschöpfe, denen man die Armut ansah und ihre Herkunft aus den Vorstädten. Sie hatten knochige Gesichter mit dunklen Ringen unter den Augen. Adele vermutete, dass sie allesamt Huren waren. Edith hielt dagegen, es könnte sich bei den Frauen um bislang unbescholtene Töchter aus verarmten Familien handeln, die sich da drüben in dem efeuüberwachsenen Haus auf irgendeine Art und Weise erniedrigen müssten, um ein paar Kronen zu verdienen, weil sie einen alten kranken Vater zu ernähren hätten oder kleine mutterlose Geschwister. Edith kannte solche Schicksale aus den Romanen, die sie las. Adele aber blieb dabei: Dort drüben gingen höchst liederliche Frauen aus und ein.

Eine Zeit lang mussten die beiden sich mit solchen und ähnlichen Vermutungen über die Vorgänge im Haus vis-à-vis zufriedengeben, bald aber sollten sie es genauer wissen. Unterm Dach der weißen Villa gab es nämlich ein leerstehendes Mansardenzimmer, von da aus konnte man direkt in das Atelier des Malers schauen. Besonders günstig war die Sicht nach Einbruch der Dunkelheit, wenn elektrisches Licht im Atelier brannte, eine einfache Glühbirne, die von der Decke baumelte. Ach Gott, wie war dieser Mensch arm! Ein Stuhl, eine Vitrine und ein großer Spiegel, das war alles. Die Staffelei stand nahe am Fenster. Der Maler saß meistens auf einem Stuhl oder stand neben der Staffelei, einen Fuß hatte er auf einem Schemel abgestützt, am Knie den Zeichenblock, so zeichnete er diese Frauen, die sich irgendwo im Hintergrund des Raumes befanden. Manchmal waren auch zwei Frauen gleichzeitig bei ihm, sie lagen beieinander oder übereinander – aus der Entfernung waren die Einzelheiten leider nur schemenhaft auszunehmen. Wieder war es der Phantasie der Schwestern überlassen, die Szene zu deuten.

Eines Abends beobachteten die Schwestern, wie der Maler sich splitternackt auszog und vor dem großen Spiegel seltsame Verrenkungen vollführte, was Edith dazu veranlasste, zu sagen:

- Er onaniert.
- Seit wann kennst du dich da aus, Edda?

Ediths Wissen über solche Dinge stammte aus einem Buch, das sie einmal im Wäscheschrank der Mutter gefunden hatte, versteckt hinter den mit zierlichen Schlingstichen bestickten Leibhemden, Mutters Ausstattung. Auch in Ediths Schrank würden einmal solche Hemdchen liegen. Egal, wen sie einmal heiraten würde und wessen Namen sie dann tragen sollte – auf ihren Batisthemdchen würden ihre jungfräulichen Initialen stehen: E. H., Edith Harms. In dem Buch in Mutters Wäscheschrank waren anatomische Abbildungen. Die Menschen auf den Bildern blickten alle sehr ernst drein, und die „nach der Natur“ gezeichneten Geschlechtsteile wirkten wie seltsame, gut aufeinander abgestimmte Teile einer Maschine. Am spannendsten waren die zwei Farbdruckseiten mit den aufklappbaren Menschen, einer Frau und einem Mann. Wenn Edith die linke Brust der Frau aufklappte, war da ein weiterer Lappen, das Herz, klein, dunkelrot und geheimnisvoll, und wenn sie das Herz aufklappte, lag vor ihr ein Lungenflügel. Hob sie die rosa Bauchdecke, fand sie ein gräuliches Gekröse, die Gedärme, und hinter den Gedärmen eine rote Birne, und wenn sie diese aufklappte, lag darin das ungeborene Kind, eingerollt wie ein nackter Igel. Der Bauch des Mannes war in seinem Inneren weniger interessant. Das Anhängsel zwischen seinen Beinen war unscheinbar und leicht zu übersehen, was Edith auch zu tun beschlossen hatte. In dem Buch war aber auch einiges über Geschlechtskrankheiten zu lesen und über widernatürliche Betätigungen wie Onanie und deren Folgen. Wenn der Maler da drüben vor dem Spiegel wirklich das tat, was Edith vermutete, dann riskierte er damit blind zu werden. Obwohl sie der Mann eigentlich gar nichts anging, machte sie sich Sorgen um ihn.

- Er macht was ganz anderes. Ich denke, er zeichnet sich selbst.

So könne man sich nicht zeichnen, widersprach Adele. Edith sagte, doch, das könne man. Adele war verwundert über den Starrsinn ihrer Schwester.

- Du nimmst ihn in Schutz. Bist du verliebt in ihn?

- Ich doch nicht, du vielleicht?

Die Meinungsverschiedenheit führte so weit, dass Adele ihrer Schwester einen Stoß versetzte. Edith boxte zurück. Da musste der Maler die beiden Spione wohl entdeckt haben, denn plötzlich ging er ans Fenster, nackt, wie er war, hielt die Hand über die Augenbrauen und starrte hinaus in die Dunkelheit.

- Er hat uns bemerkt! Was sich der jetzt von uns denkt!

Edith machte sich Sorgen um ihren guten Ruf. Adele dagegen befürchtete, dass das Schauspiel nun zu Ende wäre, aber der Mann ging zum Spiegel zurück und machte mit seinen Verrenkungen weiter. Auch an den folgenden Abenden, nach Einbruch der Dunkelheit, wenn das letzte Modell sein Atelier verlassen hatte, zog der Maler sich splitternackt aus und posierte vor dem Spiegel, aber nie, ohne sich zuvor mit einem prüfenden Blick aus dem Fenster vergewissert zu haben, dass seine beiden Bewunderinnen auch schon auf ihrem Posten waren.

Eines Tages im Jänner des Jahres neunzehnhundertvierzehn, zwei Wochen nach Dreikönig, wurde an der Türe der weißen Villa ein Brief abgegeben. „Ich weiß nicht, ob das Fräulein mit den blonden Haaren oder mit den dunklen Haaren Adda heißt. Beide sind schlimm wie ich! – Vielleicht werden wir nicht mehr lange uns vis-à-vis sein, denn ich habe die Absicht nach Paris zu gehen, weil mir die Anträge dazu gemacht wurden. – Warum besuchen Sie mich nicht? – Ich weiß, dass man im Allgemeinen glaubt, das würde nicht gut aussehen; schreiben Sie mir bitte einmal. Jetzt grüße ich Sie und ihr Fräulein Schwester herzlichst und küsse die Hand. Egon Schiele.“⁴²

Er geht nach Paris, schade, dachte Edith und strich sanft mit den